

J. F. Lövgren

Und ihre Lampen verlöschen



Christliche
Literatur-Verbreitung e.V.
Postfach 11 01 35 · 33661 Bielefeld

1. Auflage 1994
2. Auflage 1994
3. Auflage 1996
4. Auflage 2004

Originaltitel: Vare Lamper Slokner

© der Lizenzausgabe 1994 by CLV

Christliche Literatur-Verbreitung

Postfach 110135 • D-33661 Bielefeld

CLV im Internet: www.clv.de

Lizenzausgabe mit der Genehmigung des Brockhaus Verlages, Wuppertal

Übersetzung: A.O. Schwede

Umschlag: Lucian Binder, Meinerzhagen

Satz: CLV

Druck und Bindung: Druckhaus Gummersbach

ISBN 3-89397-742-2

I

Der Festgottesdienst in der geräumigen Kirche der »Gottesgemeinde« war zu Ende und die Stunde der Glaubenszeugen hatte bereits begonnen, als sich ein Mann mit ruhigen Schritten durch den einen Seitengang nach vorn bewegte. Wie ein leises Wehen ging das Raunen flüsternder Stimmen durch die große Gemeinde:

»Der Bootsbauer!«

Ein paar Männer mittleren Alters bewegten sich unruhig auf ihren Plätzen, als wollten sie hinausgehen; doch irgend etwas hielt sie fest. Andere beugten sich nach vorn und verfolgten jeden Schritt des Mannes mit gespanntem Blick. Die Ältesten auf ihren erhöhten Plätzen sahen sich ratlos an; aber da nickte der Pastor, als wollte er sagen: »Laßt ihn nur reden!«

Das Alter des Mannes, der dem Rednerpult zustrebte, war schwer zu schätzen. Vielleicht machten das die äußerst lebendigen Augen, die etwas von dem Feuer verrieten, das in dem Mann brannte. Er war von mittlerer Größe und fast feingliedrig gebaut. Seine Gestalt ließ Geschicklichkeit und Kraft des gesunden Werkmannes erkennen.

Während er nach vorn ging, und noch als er die Stufen zum Pult hinaufging, ließ er seine Augen nicht einen Augenblick von dem Buch gleiten, das er in den Händen hielt: die aufgeschlagene Bibel, aus der ihn eine Stelle offenbar so fesselte, daß er darüber Gemeinde und Raum zu vergessen schien.

Doch ehe er noch hinter dem Pult angekommen war, begann er zu sprechen. Er hatte eine etwas belegte Stimme, die aber bis in den letzten Winkel des Raumes drang.

Er sprach, als habe er lediglich etwas zu erzählen, ohne damit jemand besonders ansprechen zu wollen, oder sich gar an die versammelte Gemeinde zu richten.

Dennoch – augenblicklich nahmen die Hörer Stellung zu dem, was da gesagt wurde. Einige nahmen ihm begierig jedes Wort ab, andere lächelten nachsichtig, aber doch neugierig.

Der Mann hinter dem Rednerpult sah aus, als habe er Visionen. Aber seine Worte waren erstaunlich direkt auf den Alltag bezogen, auf seinen eigenen und den Alltag seiner Hörer.

»Siehe, ich stehe vor der Tür und klopfe an!« – Kann man sich so etwas denken: daß es irgendwo einen Raum gibt, der Jesus verschlossen bleibt?«

Seine Worte waren eigentlich gar keine Frage. Sie drückten nur eine große Verwunderung aus. Und so war allen, die es hörten, als hätten sie noch nie Absonderlicheres gesehen: Jesus vor der Tür!

»Dabei soll er doch drinnen sein! Er soll doch ein Menschenherz völlig ausfüllen, so daß kein Raum für andere Dinge übrigbleibt! Statt dessen steht er draußen – heimatlos, verleugnet, verstoßen!«

Der Bootsbauer ließ seinen Hörern Zeit, sich das vorzustellen: Jesus draußen – heimatlos, verleugnet, verstoßen!

»Aber warum steht er draußen? Ich kam einmal spät abends in eine Stadt, ging in ein Hotel und bat um ein Zimmer. Ich bekam keines. Warum nicht? Etwa, weil ich schlecht gekleidet gewesen wäre? Nein, meine Kleider waren in Ordnung. Es konnte mir niemand etwas Schlechtes nachsagen. Auch Geld hatte ich. Aber sie ließen mich doch nicht hinein. Warum nicht? Nun, das Hotel war eben voll belegt. Alle Zimmer waren bereits vergeben.«

Wieder machte der Bootsbauer eine Pause. Da stand das volle Hotel vor dem Auge der Gemeinde. Mit einem nachsichtigen und bedauernden Lächeln stand der Portier hinter seinem Tisch und komplimentierte die Leute hinaus in die Nacht. Sie konnten es ja sehen, es war kein Zimmer mehr frei.

»So war es schon, als Jesus zum ersten Mal auf die Erde kam. Sie hatten keinen Raum in der Herberge. Es geschah nicht aus Bosheit, daß sie ihn in den Stall wiesen. Sie hatten tatsächlich keinen Platz mehr.«

Da war auch die Herberge und am anderen Ende des Gutshofes der Stall.

»Bedenkt, welche Gnade es ist, daß er draußen stehenbleibt!«

Ein neuer Ton in der Stimme des Redners forderte neue Aufmerksamkeit. Eben noch hatte ihnen der Bootsbauer etwas erzählt; jetzt wandte er sich unmittelbar an sie alle.

»Ja – denn er hätte ja weggehen können, nicht wahr? Er hätte dich aufgeben können – dich, Sünder, aufgeben! Hätte sich von dir wenden können! Doch er steht noch immer draußen, und er

hofft, daß du ihm Raum in deinem Herzen gibst. Er steht draußen! Hört ihr, wie er anklopft? Tut ihm die Türe auf! Laßt ihn ein!«

Ein alter Mann erhob sich halb von seinem Platz und verharrte so mit offenem Munde; einige junge Menschen sahen mit leuchtenden Augen zu dem Redner auf.

Nichts an der Stimme des Bootsbauers verriet seine innere Bewegung, als er weitersprach:

»Aber hier steht er vor einer Tür, die er einst hinter sich geschlossen hatte. Wie kam es, daß er wieder hinaus mußte? Nun, dieses Herz mußte so vieles aufnehmen, daß ihm kein Platz mehr darin verblieb; er wurde hinausgedrängt. Das Herz hat seinen Platz anderen Dingen eingeräumt. Herzen, in denen kein Platz mehr für ihn ist!«

Manche der Zuhörer veränderten ihre Haltung. Auf einigen Gesichtern war Ablehnung zu lesen, als wollten sie sich gegen den Stachel wehren, den sie in ihr Gewissen eindringen fühlten. Einige lehnten sich weit nach hinten, betont gleichgültig, und doch ließ ihre gespannte Haltung erkennen, daß sie sich nichts von dem Gesagten entgehen lassen wollten.

»Was hat aber nun seinen Platz eingenommen? Eine heimliche Sünde? Ehrgeiz? Dein Geschäft? Ein anderer Mensch? Etwa deine Geliebte? Vielleicht bist du ein Abtrünniger, ohne daß es jemand weiß – außer dir – und ihm?

Laß es dir sagen: Du bist es gewesen, der ihn vertrieben hat! Er steht draußen auf der Treppe. Weiter hast du ihn nicht wegtreiben können. Nun steht er dort und möchte dir den verlorenen Frieden wiederschenken!«

Lyngeid, der Bootsbauer, machte eine kurze Pause.

»Aber mit solchen Dingen hatte der Mann, bei dem hier angeklopft wird, sein Herz nicht angefüllt. Es war sein eigenes Christentum, womit er es angefüllt hatte. Das Herz voll Christentum – Christus selbst aber draußen! Begreift ihr das?«

Der Pastor beugte sich zu einem der neben ihm sitzenden Ältesten und flüsterte ihm ins Ohr: »Du, Bakke, mir scheint, er wird etwas weitschweifig.«

Aber Bakke schüttelte energisch den Kopf.

»Nein, laß ihn nur weiterreden.«

»Der Mann hielt sich selbst für reich«, in unveränderter Eindringlichkeit drang die Stimme des Redners in die Herzen der Hörer, »und im Überfluß schwimmend. Jesus aber nannte ihn arm und elend. Der Mann hatte Taten aufzuweisen, Tugenden und christlichen Einsatz – aber das Leben fehlte ihm; denn das Leben stand draußen vor der Tür.

Mein Freund, es ist ein schlechter Tausch, den lebendigen Herrn Jesus Christus hinzugeben für ein totes Christentum. Ich frage mich, ob nicht die Gemeinde –«

Mit einem Ruck wechselte der Pastor seine Haltung. Unverwandt sah er nach dem Rednerpult hinüber, und die Gemeinde harrete in angstvoller Spannung.

»– ob nicht die Gemeinde hier drinnen sitzt, während Jesus draußen steht. Hört! Jesus vor der Tür seiner eigenen Gemeinde! Er kann vor lauter Christentum da drinnen nicht zu ihr hineingelangen.«

Die Worte des Bootsbauers hatten nicht den geringsten ironischen Beiklang. Sie lenkten den Blick lediglich auf eine furchtbare Möglichkeit, und ein großer Teil der Hörer fühlte deutlich, wie arm eine solche Gemeinde doch sein muß, die Jesus nicht bei sich drinnen, sondern draußen vor der Tür stehen hat. Es war durchaus nicht verwunderlich, daß Jesus sagte, ein solcher Mann und eine solche Gemeinde seien elend und arm.

»Und wie verhält es sich nun mit unserer Gemeinde? Wir sind eine große Gemeinde – die größte in der Stadt, was wir ja nicht ohne Stolz hervorzuheben pflegen. Ich sehe einige unter euch protestieren, aber wir tun es tatsächlich. Unser Kirchenchor ist im weiten Umkreis berühmt, unsere Arbeitskreise sind vorzüglich organisiert, besser als anderswo, glaube ich. Wir haben immer das Größte von allem, die größte und schönste Kirche, die größte Gemeinde, die größte Orgel, den größten Kindergottesdienst. Wir haben auch von allem das Beste: die besten Prediger, die beste Kirchenordnung. Es stimmt, was der Mann sagte: ›Ich bin reich und habe Überfluß.‹ Aber was sagt Jesus dazu?«

Einige der Ältesten bewegten sich unruhig auf ihren Plätzen. Man konnte hören, wie in Gesangbüchern geblättert wurde. Mehrere sahen nervös auf die Uhr. Der Pastor warf seinem Nachbarn einen fragenden Blick zu, erhielt aber nur ein unwilliges

Achselzucken zur Antwort. Sein Gesicht hatte eine dunklere Färbung angenommen und in seinem Blick lag etwas unruhig Flackerndes.

»Wir haben die rechte Lehre«, fuhr der Redner fort. » Unsere Dogmen reihen sich logisch aneinander, wie die Perlen einer Kette, und das ist gut so. Aber welchen Platz nimmt Jesus mit seinem Leben und mit seiner Liebe in dem Ganzen ein? Was sagt er dazu? Vielleicht ein schmerzliches, hilfloses: ›Siehe, ich stehe vor der Tür und klopfe an, ich stehe draußen!‹?

Bedenkt, welchen Raum die Veranstaltungen im Leben unserer Kirche einnehmen und in den anderen Kirchen. Wir machen uns gegenseitig Konkurrenz wie im Geschäftsleben. Der christliche Betrieb nimmt unsere Gemeinden gefangen. Wo ist bei alledem noch Raum für Jesus? Steht er –«

Da fing jemand an zu singen.

Die Leute fuhren erschrocken zusammen und blickten sich um. Da nahm eine Stimme das angefangene Lied auf, ein paar weitere fielen ein. Bald waren es viele, die mitsangen.

Hilflos und verwundert ließ der Bootsbauer seinen Blick über die Gemeinde gleiten. Das Feuer seiner Augen erlosch. Dunkle Röte färbte seinen Nacken und überflutete langsam sein Gesicht. Die Hände zitterten, als er sich über die Stirn fuhr. Mit unsicheren Schritten, gesenkten Hauptes stieg er die Stufen hinab und begab sich auf seinen Platz.

Eine peinliche Stille trat ein, als der letzte Vers gesungen war.

Doch dann war der Pastor der Situation wieder gewachsen.

»Ich denke, wir haben noch genügend Mitglieder des Kirchenchores unter uns, so daß wir zum Abschluß noch etwas Schönes hören können?«

Fragend nickte er dem Chorleiter zu.

Der Kantor erhob sich, um sich nach seinen Sängern umzusehen. Suchend und zählend wanderte sein Blick durch das Kirchenschiff.

»Doch – das können wir schon!«

Das Stichwort des Liedtextes lief durch die Reihen der Sänger. Der Dirigent hob den Taktstock, und der Chor sang aus voller Brust das Große Halleluja – dem Lamm zu Ehren, das der Welt Sünde trägt.

II

Nach dem Halleluja und dem Segen verließ der Bootsbauer die Kirche. Seine Frau und sein zwölfjähriger Sohn gingen dicht hinter ihm. Draußen auf der Straße schob die Frau ihren Arm unter den des Mannes. An seiner anderen Seite ging der Junge.

Der Bootsbauer schaute auf seinen Sohn herab und lächelte ihm ermunternd zu. Aber es war ein trauriges Lächeln. Der Junge wagte nicht mehr, zum Vater aufzuschauen. Er hatte ihn einmal weinen sehen, schlimmer fast als das Weinen war dieses Lächeln.

Die Drei bogen in eine Querstraße ein. Sie war schlecht beleuchtet. Die Laternen standen in weiten Abständen und waren sparsam mit dem Licht. Unwillkürlich hob die Frau den Blick:

»Sieh die Sterne an, Ansgar!« sagte sie.

»Ja«, sagte er, »es liegt eine dichte Wolkenwand dort unten über der Fjord-Mündung, siehst du sie, Agna?«

»Ja. Aber dahinter leuchten die Sterne.«

»Kannst du sie sehen?«

»Nein, aber sie leuchten doch, die Wand wird sich gleich verziehen, dann werden wir die Sterne wieder sehen.«

»Du bist ein Optimist.«

»Nun«, gab sie zurück, »vielleicht aber auch ein Realist: Ich weiß, daß hinter allen Wolkenbänken Sterne leuchten – auch hinter den schwärzesten.«

Er nahm ihren Arm fester. Langsam wich die Verzagtheit aus seiner Stimme.

»Denkst du eigentlich immer so?«

Frau Agna lächelte. »Leider nicht immer, aber –«

»Was, aber?«

»Nun, da nehme ich eben meinen Kopf zu Hilfe.«

»Wie geht denn das?«

»Ich sage mir, daß der, der die Sterne dorthin gesetzt hat, sie auch alle gezählt hat – daß er die Wolken ein wenig wegschiebt, um uns einen davon zu zeigen, wenn wir das nötig haben.«

Schweigend ging Per neben seinen Eltern her. Er konnte ihrem Gespräch nicht ganz folgen. Doch er spürte am Schritt und an der

Stimme des Vaters die Veränderung. Als er noch einmal zu ihm aufblickte, sah er, daß das Schlimmste vorbei war.

Sie waren unten am Fjord angelangt, der blank und schwarz zwischen den kleinen sauberen Arbeiterhäuschen hindurchschimmerte. Der Widerschein eines einsamen Lichtes am jenseitigen Ufer lag wie ein gerader Streifen auf der stillen, öligen Wasserfläche.

Die Laternen und erhellten Kabinenfenster eines großen Schiffes, das in den Hafen hineingelotst wurde, sandten ihre Lichtstrahlen gegen die dunkle Wolkenwand.

Sie waren inzwischen vor ihrem Hause angelangt. Als sie die Gartenpforte hinter sich geschlossen hatten, klopfte er ein paar mal an das Eckfenster und näherte sich mit den anderen dann der Haustür, die auf der Hofseite lag. Dort wartete schon ihre halberwachsene Tochter in der offenen Tür, ein lebhaftes, fröhliches Mädchen mit dunklem Haar. Sie strahlte übers ganze Gesicht.

Als sie eintraten, warf die Tochter einen schnellen Blick auf ihren Vater. Ein wehmütiger Schatten legte sich auf ihr Gesicht.

»Nun, wie war's denn zu Hause, Dordi –?« fragte die Mutter.

»Ach, schön, Mama. Auch mit Tordis ging alles gut.«

»Jetzt schläft sie?«

»Ja.«

Die Familie Lyngeid bewohnte ein kleines, aber gemütliches Heim. Die beiden Zimmer im Erdgeschoß waren eingerichtet wie bei einem Arbeiter, der gut verdient. Sie zeugten von dem guten Geschmack ihrer Bewohner und verbreiteten das Behagen eines gemütlichen Wohlstandes.

Frau Agna stieß einen Seufzer der Erleichterung aus.

»Man kommt sich vor wie im Hafen«, sagte sie, »oder wie in der warmen Stube, wenn draußen der Sturm heult.«

»Ich fürchte, so ein bißchen Sturm ist mit hereingekommen«, meinte der Bootsbauer.

»Ja, das stimmt, Papa.«

Dordi trat hinzu und setzte sich auf die Armlehne seines Stuhles. »Du hattest heute abend Gegenwind, oder nicht?«

»Woher weißt du denn das, du Naseweis?« fragte er.

»Du scheinst gar nicht zu wissen, was für ein Gesicht du machst.«

»Ein häßliches?«

»Was meinst du, Mama: Will er Komplimente von mir hören? Schön oder häßlich – nein, ein Buchgesicht, ein Buchgesicht hast du!«

»Jetzt weiß ich wirklich nicht, ob ich lachen soll, Agna. Ein Buchgesicht? Verstehst du, was sie meint?«

»Natürlich, sie meint –«

»Laß mich es erklären, Mama! Ein Buch ist zum Lesen da, nicht?«

»Aha, du liest also in meinem Gesicht?«

»Ja, alle hier im Hause verstehen sich darauf – sogar Tordis kann es schon.«

»Das ist ja herrlich – da kann man also nichts für sich behalten!?«

»Nein, manchmal versuchst du das, aber dann können wir es nur noch deutlicher lesen. Ach Papa, du hast ein ehrliches Gesicht!«

»Ein ehrliches Gesicht?«

»Ja, ein Gesicht, das alles verrät, was in dir steckt.«

Er sah sich fast hilflos um.

»Ist das wahr, Mutter?« fragte er.

Die Frau lachte.

»Dordi übertreibt ein bißchen, aber wahr ist es schon.«

Per tat, als höre er nicht zu. Gelegentlich ließ er einen kurzen Blick zu seinem Vater hinübergleiten. Er konnte doch auch in dem offenen Buch lesen!

»Bist du noch hier, Per? Du mußt schlafen gehen, es ist schon spät.«

Gehorsam erhob sich der Junge, sagte Gute Nacht und ging. Sie hörten, wie er die Treppe hinaufging und seine Schlafkammer betrat. Zuweilen drang noch ein Laut von dort oben nach unten, das Geräusch von Tritten und Schuhen, die beiseite gestellt wurden, das Gleiten eines gerückten Stuhles und das ferne Knarren des Bettes.

Die drei im Erdgeschoß saßen lauschend da – nicht, weil es etwas zu lauschen gab, sondern weil die Stimme in ihrer eigenen Brust und im Zimmer so groß geworden war.

»Was ist denn heute abend gewesen, Papa?«

»Sie haben mich niedergesungen, Dordi.«

Die Augen des Mädchens verdunkelten sich. Herbe Linien zogen sich um ihren Mund, der dem des Vaters ähnlich war. Dann warf sie den Kopf energisch zurück und sagte mit Bitterkeit in der Stimme:

»Warum läßt du dich mit ihnen ein, Papa? Sie wollen dich nicht. Warum bleibst du dabei?«

»Jetzt bist du auch ein Buch, Dordi!«

Sie lächelte, wenn auch ihre strengen Lippen es nicht zulassen wollten.

»Was liest du?«

»Die Geschichte von einem Mädchen, das sich etwas auf seinen Vater einbildet.«

»Das fehlte gerade noch! Was hast du denn heute abend angestellt?«

»Ich weiß es selber nicht genau. Ich sprach davon, daß Jesus bei so vielen Menschen vor der Tür steht.«

»Und das ärgerte sie?«

»Ich sagte noch etwas über die Gemeinde und unsere kirchlichen Veranstaltungen – daß Jesus vielleicht auch da vor der Tür steht.«

Einen Augenblick verharrte Dordi in nachdenklichem Schweigen.

Dann sagte sie:

»›Gottes Gemeinde‹ – und Gott selber darf nicht hinein?«

Kopfschüttelnd sah sie vor sich hin.

»Jetzt lese ich wieder ein bißchen, Dordi.«

»In meinem Gesicht?«

»Ja!«

Sie schlug die Augen nicht nieder. Eine leichte Röte überzog langsam ihre Wangen. Sie glitt von ihrem Sitz und machte ein paar Schritte nach der Tür, wo sie sich rasch umwandte und sagte:

»Er muß wohl draußen stehen –.«

Und schon hörten sie ihre leichten Schritte auf der Treppe und vernahmen, wie sie oben die Tür öffnete und wieder schloß. Dann wurde es still.

Ein wenig später gingen auch die Eheleute zu Bett, nachdem sie sich selber, die Gemeinde und das Erlebnis des heutigen Abends betend Gottes Vaterhänden anvertraut hatten.

Frau Agna schlief schnell ein. Der Bootsbauer hörte neben sich ihre ruhigen Atemzüge. Langsam überkam auch ihn die Ruhe der Nacht. Doch da hörte er etwas. Ein verdächtiger Laut kam aus der Schlafkammer des Jungen. Er horchte. Ja, jetzt hörte er es wieder; wie Schluchzen klang es, verhaltenes Schluchzen.

Er stand auf und schlich sich in die Seitenkammer. Es war stockfinster. Um überhaupt etwas wahrzunehmen, beugte er sich tief über das Bett. Da umklammerten zwei Arme seinen Nacken, und ein tränennasses Gesicht schmiegte sich an das seine.

»Papa, komm doch ein bißchen mit ins Bett«, schluchzte Per.

»Fehlt dir etwas, mein Junge?« flüsterte der Vater. Er rückte den Knaben ein wenig nach der anderen Bettkante und legte sich zu ihm.

Per drückte sein Gesicht ins Kopfkissen, damit ihn niemand hörte. Wild und hemmungslos weinte er in das Kissen. Drüben war die Mutter erwacht. Der Mann hörte, wie sie sich im Bett aufrichtete.

Er wartete, bis sich Per etwas beruhigt hatte. Dann fragte er:

»Was hast du, Per?«

»Wie sie sangen, Papa!«

Eine Woge dankbarer Liebe berührte das Herz des Mannes.

»Ja, sie sangen, mein Junge.«

»Warum sangen sie denn plötzlich?«

Der Vater versuchte, seiner Bewegung Herr zu werden.

»Sie wollten nicht, daß ich weiterredete.«

»Tat es sehr weh, Papa?« flüsterte Per.

»Das kannst du dir denken, aber jetzt tut es nicht mehr weh, Per.«

»Ist es vorbei?« fragte Per.

»Ja«, erwiderte der Vater. »Es hilft einem über vieles hinweg, wenn man einen Jungen hat – und ein großes und ein kleines Mädchen – und – und – Mutter.«

Frau Agna schnaubte drüben in ihr Taschentuch.

III

In der Gottesgemeinde gab es einen Mann mit Namen Anstein Mobekk. Die Leute der kleinen Stadt hielten ihn für reich. Er hatte sein Geld durch den Handel verdient und verdiente täglich dazu.

An der Straßenseite seines Hauses prangten zwischen dem zweiten und dritten Stockwerk große goldene Lettern: Anstein Mobekk, Kolonialwarengroßhandlung.

Das große Geschäftshaus lag im Zentrum der etwa 18 000 Einwohner zählenden Stadt. Im dritten Stockwerk befand sich neben den Büroräumen auch die geräumige Wohnung des Großhändlers.

Mobekk war klein und korpulent. Bauch und Kinn waren gut entwickelt, wogegen das, was zwischen Bauch und Kinn und über dem Kinn lag, nicht besonders ins Gewicht fiel. Herz und Verstand führten ein recht bescheidenes Dasein. Immerhin war der Mann hinreichend klug, Geld zu verdienen; in dieser Hinsicht vielleicht sogar ein wenig zu klug, und er verfügte auch über genügend Herzensgüte, um wenigstens sich und den Seinen ein gutes Leben nicht zu versagen.

Als ziemlich junger Mann war er aus dem kleinen Dorfe Mobekk in die Stadt gekommen. Er war ein flinker Laufbursche gewesen und war später ein tüchtiger Lagerarbeiter geworden. In den Abendstunden hatte er die Handelsschule besucht und mit Mühe sein Examen gemacht. Dann heiratete er ein Mädchen aus seinem Heimatdorf, das schon länger in der Stadt in Stellung gewesen war und ihrer Herrschaft manches abgesehen hatte, was ihr, als sie zur Großhändlersfrau aufgerückt war, das Gehabe einer Neureichen verlieh.

Mobekk hatte bereits den Lagerraum mit dem Büroschemel vertauscht, als er und seine junge Frau ihr religiöses Erlebnis hatten. Sie bekehrten sich, als die Stadt von einer Erweckungsbewegung erfaßt wurde, und waren seitdem bemüht, ein gottgefälliges Leben zu führen.

Seiner Ehe waren zwei Kinder entsprossen. Helge, sein Sohn, war Gymnasiast. Dem Mädchen Emly dagegen lag die Schule nicht. Sie hatte sich durch die Volksschule und ein paar Klassen

der Mittelschule hindurchgequält und dann damit Schluß gemacht. Nun verbrachte sie den größten Teil ihrer Zeit damit, Klavier zu spielen, obwohl ihre Begabung auf dem künstlerischen Gebiete nicht eben groß zu nennen war.

Mobekk hatte seine Mutter bei sich aufgenommen. Die Mutter war eine einfache Frau vom Lande, ohne jede Vornehmteurei, und gerade das konnte ihre Schwiegertochter schlecht vertragen. Die alte Frau paßte nicht in Gesellschaften. Sie war zu ungeniert und zu offenherzig, wenn auch keineswegs dumm. Sie konnte derbe Wahrheiten ohne scharfe Worte sagen. Die saßen dann immer. Auf gesellschaftliche Lügen verstand sie sich nicht; Ihrer Meinung nach konnte ein Christ auch im Salon sagen, was im Kuhstall verhandelt worden war.

Die alte Dame besaß einen lebendigen Glauben. Mit ihrem Sohn hatte sie die Festveranstaltung der Jahresfeier heute abend besucht. Sie traf vor ihm zu Hause ein und hängte nach der Art der Leute vom Lande ihre Kleider behutsam und umständlich in den Schrank.

Auf ihrem gütigen rotwangigen Gesicht lag ein nachdenklicher Zug.

»Ja, ja – ja, ja« murmelte sie vor sich hin.

Die beiden jungen Leute, die in einer Ecke des Zimmers in ein Spiel vertieft gewesen waren, lachten.

»Großmutter hat scheint's wieder einen vernünftigen Menschen zur Unterhaltung gefunden«, sagte Helge leise.

Die junge Frau Mobekk saß mit einem Buch unter der Stehlampe und lächelte nachsichtig.

»Man wird eben alt«, dachte sie laut.

Der Großmutter entgingen diese Bemerkungen nicht; sie umfaßte die drei zu Hause gebliebenen mit mütterlichem, etwas wehmütigem Blick. Die beiden jungen Leute widmeten sich wieder ihrem Spiel. Die Schwiegertochter senkte ihren Kopf auf das Buch, dabei fragte sie:

»Waren viele Leute in der Kirche, Mutter?«

»Ja, an Leuten fehlte es nicht.«

»An Leuten fehlte es nicht? Fehlte es denn sonst an etwas?«

Die alte Frau wollte etwas erwidern, kam aber nicht dazu, denn Mobekk war eingetreten.